

Albrecht Hagemann: Hermann Rauschning. Ein deutsches Leben zwischen NS-Ruhm und Exil. Böhlau Verlag. Köln – Weimar 2018. 645 S., Ill. ISBN 978-3-412-51104-3. (€ 40,-.)

Man muss kein Spezialist sein. Es genügt ein Blick ins Internet, um festzustellen, dass Forschung nicht immer bemüht ist, Fremdes, Unbeachtetes und Vergessenes ans Tageslicht zu fördern. Nicht selten begnügt sie sich damit, Bekanntes zu reproduzieren, neu zu durchmengen und mit frischem Glanz zu überziehen.

Zum Jahreswechsel 1939/40, der Einfall der Wehrmacht in Polen lag drei Monate zurück, kam, in Windeseile verfasst, ein Buch auf den Markt, das in der Schweiz *Gespräche mit Hitler* und in der US-Ausgabe *The Voice of Destruction* hieß. Es geriet rasch weltweit zum Bestseller, explosiv, elektrisierend und attraktiv für all jene, die das „Dritte Reich“ und sein Oberhaupt zu verstehen suchten. Und es wurde Steinbruch und Fundgrube einprägsamer Sätze aus dem Munde des selbst ernannten „Führers“. „Meine Jugend ist hart“, so begann die Maxime, die den wohl größten Nachhall fand. „Das Schwache muss weggehämmert werden. In meinen Ordensburgen wird eine Jugend heranwachsen, vor der sich die Welt erschrecken wird. Eine gewalttätige, herrische, grausame Jugend will ich. [...] Ich will keine intellektuelle Erziehung. Mit Wissen verderbe ich mir die Jugend. Am liebsten ließe ich sie nur das lernen, was sie ihrem Spieltriebe folgend sich freiwillig aneignen.“ Doch der Wortschwall Hitlers, der so authentisch anmutet, war eine Kopfgeburt, war erdichtet, erfunden, fingiert, aber mit Eifer vervielfältigt. Unzählige Autoren berufen sich unbeirrt bis heute darauf. Sie ziehen heran, was ihnen ins Konzept passt, und schreiben ab, was schon andere vor ihnen zitierten. Kaum jemand, so scheint es, hält es für nötig, das Original zu studieren und dessen Provenienz zu prüfen.

Der Mann, der das inkriminierte Buch schrieb, hieß Hermann Rauschning (1887-1982). Rauschning war Westpreuße, in Thorn (Toruń) geboren, promovierter Musikhistoriker, Offizier im Ersten Weltkrieg (trotz Herzinsuffizienz) und deutscher Kulturrepräsentant in Posen (Poznań), bevor er sich als Gutsherr und Schweinezüchter im Weichseldelta niederließ. Er avancierte dort zum Bauernfunktionär und, nachdem er der Deutschnationalen Volkspartei den Rücken gekehrt hatte, zum Agrarexperten der NSDAP. Im Juni 1933 wählte ihn der Volkstag der Freien Stadt Danzig zum Senatspräsidenten. Rasch überwarf er sich mit Arthur Greiser, seinem Stellvertreter (und Nachfolger), und Hitler-Günstling Albert Forster, dem Gauleiter. So sehr er sich an das Amt klammerte, im November 1934 trat er unter Zwang zurück. Tage später warfen ihn die Kontrahenten aus der Partei. In der Sorge, gefährdet zu sein, suchte Rauschning Unterschlupf in seiner nun polnischen Heimatstadt, wo er sich als Publizist und NS-Kritiker einrichtete. 1938 verließ er Polen, um nach Zürich, Paris, London und schließlich (als Farmer) an die Westküste der USA auszuwandern. 1948 erwarb er die amerikanische Staatsbürgerschaft, acht Jahre später misslang ein episodisches „Comeback“ in der jungen Bundesrepublik.

In Frankreich brachte Rauschning die Dialoge mit Hitler zu Papier. Zwar ist er seinem Gegenüber, erst als Danziger Nationalsozialist, dann als Regierungschef, persönlich begegnet. Jedoch war er nicht der, als den ihn sein New Yorker Verlag (im Klappentext des Buches) zur Schau stellte: „a confidant of Hitler and member of the secret party conclaves“. Er war kein Vertrauter, Adjutant oder Intimus des „Führers“, sodass dieser Anlass gehabt hätte, ihm, wie behauptet, hundertmal in langen Audienzen Einblick in seine „Geheimlehre“ zu gewähren. Rauschning bediente sich eines dramaturgischen Kunstgriffs. Er goss das, was er in kaum dreijähriger Parteikarriere erlebt, gesehen und gehört hatte, in die Form eines Zwiegesprächs und verband damit die Hoffnung, dass die wörtliche Rede, die er aus Notizen und Gedächtnisprotokollen zu rekonstruieren vorgab, die zivilisierte Welt bestürzen, schockieren und leichter zum Widerstand gegen den Kriegstreiber Hitler animieren würde als ein faktenbasierter Bericht über NS-Deutschland.

Dem *homo politicus* Hermann Rauschning und dem unsteten, von Erfolg und Misserfolg reichen Leben, das er führte, widmet der (Osteuropa-)Historiker Albrecht Hagemann eine imposante Studie, die schon deshalb Interesse weckt, weil Biografien über

Forster und Greiser, Rauschnings Danziger Widersacher, seit Jahren vorliegen. Die Studie ist detailreich, bisweilen detailversessen, sie gründet sich auf Quellen des In- und Auslands, die H. abarbeitet, selbst wenn da und dort der Erklärungswert gering bleibt. Im Bemühen, kein Indiz, keine Spur zu übersehen, liest sie sich mitunter wie eine furiose Hatz durch Briefe, Essays und Bücher Rauschnings, wodurch es schwerfällt, den roten Faden im Auge zu behalten. Sie ist latent von Wohlwollen bestimmt, aber keine Hommage, gleichzeitig vermeidet sie klare Wertungen, die nützlich wären, um eine Person zu begreifen, die im Alter „positive Grundgedanken des Nationalsozialismus“ lobte und „mit der SPD sympathisierte“.

Im Grunde definiert die Studie ihren Protagonisten nach den Schwächen, die sie an ihm entdeckt. Rauschning war Einzelgänger, Außenseiter, von sich überzeugt, ambitiös, selbstherrlich, aber nicht fähig, Mitstreiter zu gewinnen, Verbündete um sich zu scharen und Netzwerke zu knüpfen. Er kokettierte mit dem Selbstbild des verkannten Geistes, war aber ein Gescheiterter, ein heimatloser Konservativer, der zwischen allen Stühlen saß. Ihm fehlte die Hausmacht, als er, der Senatspräsident, der den Ausgleich mit Polen suchte, seinen Gegnern, die Danzig „Heim ins Reich“ führen wollten, unterlag. Nach der Demission nutzte er die Prominenz, zu der er gelangt war, und konferierte mit Persönlichkeiten der Gastländer, genoss aber weder Sympathie noch Rückhalt in deutschen Exilkreisen, die ihm, dem NS-Renegaten, zutiefst misstrauten. Und er fand keine Anhänger, als er, der Neutralist, in Bonn und Düsseldorf zum Protest gegen Westbindung und Wiederbewaffnung blies und dabei vor dubiosen Kontakten mit Altnazis, Kriegstätern und DDR-Sozialisten nicht zurückschreckte. Nicht nur die Adenauer-Koalition, die er als „klerikal-faschistisch“ geißelte, stellte sich ihm in den Weg, er geriet überdies ins Fadenkreuz des Verfassungsschutzes, der ihn staatsgefährdender Umtriebe verdächtigte. Desillusioniert kehrte er nach Portland zurück, wo er sich, von Geldsorgen geplagt, mit einer US-Sozialrente, den Tantiemen seiner Vielschreiberei und der Unterstützung der Töchter mehr schlecht als recht über Wasser hielt.

Siegen

Alexander Hesse

Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933-1945. Bd. 16: Das KZ Auschwitz 1942-1945 und die Zeit der Todesmärsche 1944/45. Bearb. von Andrea R u d o r f f. De Gruyter Oldenbourg. München 2018. 883 S. ISBN 978-3-11-036503-0. (€ 59,95.)

Von der auf 16 Bände angelegten Grobedition zum Holocaust sind inzwischen zwölf erschienen. Und wie bisher erfüllt auch der vorliegende Band – recht eigentlich handelt es sich dabei um zwei separate und nur sehr lose miteinander verbundene Teile, von denen Auschwitz etwa zwei Drittel, die Todesmärsche ein Drittel einnehmen – wieder allerhöchste Erwartungen an die editorische Qualität. Er firmiert als letzter Band in der Serie und steht ein wenig quer zu den jeweils einzelnen Ländern gewidmeten bisherigen Büchern. Warum dieses Prinzip aufgegeben wurde, erschließt sich nicht. Formal ist es wenig konsequent, denn selbstverständlich ließe sich das Geschehen an diesem Ort dem besetzten Polen zurechnen oder aber den jeweiligen Ländern, aus denen die Opfer stammten; ähnliches gilt *cum grano salis* auch für die Todesmärsche. Letztendlich sollte man auch nicht mit der Bedeutung von Auschwitz argumentieren, denn diese ist ganz wesentlich eine nachträgliche Zuschreibung und entspricht heutigen Bedürfnissen nach Symbolen. Die gigantisch hohe Zahl der dort verübten Morde ist nur ein Teil des Holocaust, und wieso 1,1 Millionen Tote einen eigenen Band rechtfertigen, aber etwa die annähernd 900 000 Toten in Treblinka oder die Opfer der Einsatzgruppen in der Sowjetunion nicht, bleibt eine offene Frage.

Die Edition beschränkt sich auf zeitgenössische Dokumente und versagt sich damit Quellen aus der Nachkriegszeit wie etwa Ermittlungsakten, Memoiren, archäologischen Befunden oder dergleichen. Das kann man so machen, es folgt zumindest einer gewissen